

ÖFFENTLICHE SITZUNG

ZUR FEIER

DES GEBURTSTAGES SEINER MAJESTÄT DES KAISERS
UND KÖNIGS.

Festrede

gehalten von

THEODOR MOMMSEN.

Wenn Seine Majestät unser Kaiser und König an dem Tage, zu dessen Vorfeier wir heute vereinigt sind, zurückschaut auf einen Lebenslauf von seltener Ausdehnung und fast unerreichter Herrlichkeit, so thut es dem Glanze dieses Lebenslaufes keinen Eintrag, dass der Morgen in Wolken gehüllt war und er jetzt einer der sehr Wenigen ist, in welchen die Erinnerung der bangen Jahre tiefer Demüthigung und drohender Vernichtung des eigenen Staates noch persönlich lebt. Wohl bleibt der Rückblick auf jene Zeit immer eine ernste aus Freude und Schmerz, aus Stolz und Beschämung gemischte Empfindung. Es kann nicht vergessen werden, dass die besten Männer und die besten Frauen, eben die, welche am meisten und am reinsten den Umschwung der Dinge gefördert hatten, ihm nicht erleben durften, dass nicht alle die Kränze tragen sollten, die sie gewonnen hatten. Es kann noch weniger vergessen werden, dass auf die Epoche der Königin Luise und Scharnhorsts diejenige gefolgt ist, in welcher unser Staat die fridericianische Erbschaft zu verleugnen schien. Scheint es doch zu den schweren Gesetzen der Weltgeschichte zu gehören, dass Aufschwung und Rückgang mit einander abwechseln müssen. So folgte in Athen auf die gewaltige Erhebung der gesammten Nation gegen die andringende Woge der Fremdherrschaft die Epoche der inneren Spaltung und des Bürgerkrieges, in welchen die kurze Blüthe hellenischer Herrlichkeit zu Grunde ging. So brach das römische Bürgerthum, nachdem es der Orientalen des Occidents sich mannhaft erwehrt und die Übermacht des bürgerlichen Gemeinwillens über die Heldenkraft des einzelnen

Genies glänzend erwiesen hatte, zuerst in dem erschlafften Regiment der Oligarchie, dann unter wüsten Partei- und Prätendentenkämpfen in sich selbst zusammen. So folgte auf den gewaltigen Lord Protector des brittischen Reiches, den Eckstein, an welchem die Übermacht des katholischen Südens zerschellte, den Mann, auf dessen Thaten die Weltstellung Englands noch heute ruht, die Reaction unter den letzten beiden Stuarts, die nahe daran war die gebrochenen Ketten aufs neue zu schmieden. So folgte auf die glorreichen Jahre, in denen alle geistigen und sittlichen Kräfte des preussischen Volkes sich entfesselten und während deren unser jetziger Herrscher zum ersten Male für die Seinigen und unter ihnen stritt, jene traurige Zeit der kümmerlichen Erschlaffung, des Versagens der Kraft und des Verzagens auch der Besseren, der Verfolgung eben derjenigen Ideen und Männer, durch welche der grosse Erfolg gewonnen worden war, bis dann, als Kaiser WILHELM die Zügel ergriff, Schwert und Feder wieder die Anknüpfung fanden an achtzehnhundertfünfzehn. Wir gedenken heute in Dankbarkeit auch jener schweren Zeiten: denn sie lehren uns, dass in einer Nation, die der eigenen Kraft vertrauen darf, wie kein Erfolg vollkommen, so auch kein Rückschlag dauernd ist.

Aber wir mögen auch heute wohl weiter in die Vergangenheit zurückgreifen und in unserem gefesteten und geschlossenen deutschen Reiche uns erinnern an die Jugendfahrten der Nation, als sie übermüthig und man möchte sagen leichtsinnig in die alternde römische Welt hineingriff und dort Königreiche gründete, die dann grösstentheils nicht viel längere Dauer und nicht grössere Bedeutung gehabt haben als diejenigen, welche viele Jahrhunderte später in Folge der Kreuzzüge im Orient aus dem Boden sprangen. Die geschichtliche Bedeutung dieser Heerfahrten wird meistens überschätzt; aber wie in späteren Jahren man des Muthes und des Übermuthes und selbst der Thorheiten der Jugend nicht ungerne gedenkt, so lassen wir jetzt uns gern davon erzählen, dass das schöne Toulouse, jener alte Ursitz der provençalischen Muse und heute ihre letzte Freistadt, in der grossen Geschichte zuerst eine Rolle spielt als die Königsstadt eines deutschen Schwarnes, dessen Führer vor anderthalb Jahrtausenden von dort aus über den französischen Südwesten geboten und daselbst für ihre Gothen wie für die Römer Recht sprachen und Hof hielten.

Wir besitzen eine aus der unmittelbaren Anschauung gegriffene Schilderung von dem Treiben an diesem Hofe, von einem vornehmen Römer herrührend, der selbst in dem Zusammenbruch der Kaiserherrschaft in der Provence eine thätige Rolle gespielt hat und in dessen Prosa und Versen neben der unvermeidlichen rhetorischen Palette die Farben der Wirklichkeit weniger als anderswo mangeln.

Dieser Römer ist Gaius Sollius Apollinaris, nach der Sitte dieser Zeit gewöhnlich mit seinem Wahlnamen Sidonius genannt, heimisch in Lyon, entsprossen einem vornehmen gallischen Hause — durch drei Generationen hatten seine Vorfahren in Gallien das oberste Reichsamt verwaltet und auch er selbst hatte nach der Weise der Zeit seine Laufbahn am kaiserlichen Hofe begonnen, wahrscheinlich wie sein Vater als einer der zahlreichen *tribuni et notarii*, das heisst der Kabinettssecretaire mit Offiziersrang. Früh vermählt mit der Tochter eines der vornehmsten Männer Galliens, des Maecilius Eparchius Avitus, welcher bald nachher selbst auf kurze Zeit den Kaiserthron bestieg, gelangte er rasch zu den höchsten weltlichen Ehren und Ämtern, trat aber dann, etwas über vierzig Jahre alt, über in den geistlichen Stand. Seit drei Generationen gehörte seine Familie zu der Christengemeinde; wie denn der gallische Adel in der Epoche des Theodosius und seiner Söhne etwas früher noch als der italische dem alten Glauben sich abgewandt hat. In dieser Zeit am Ausgang des fünften Jahrhunderts, wo die Macht und das Ansehen des Klerus mit dem Sinken der Staatsgewalt in die Höhe gekommen war, war es nicht ungewöhnlich, dass angesehene Männer in vorgerückterem Alter die saecularen Ehren mit dem Bischofsstab vertauschten; Sidonius selbst ermahnte späterhin wohl seine gleichgestellten Freunde zu solchem Wechsel. Das alte Augustonemetum oder, wie es in dieser Zeit heisst, die Arvernerstadt, das heutige Clermont in der Auvergne, die Heimath seiner Gattin, wählte ihn zu ihrem Bischof. Es war kein Amt des Friedens, das er übernahm. König Eurich, der damalige thatkräftige Herrscher der Westgothen, strebte mächtig nach der Arrondirung seines Gebietes. Er betrachtete sich nicht mehr als römischen Feldhauptmann, sondern als unabhängigen Landesherrn, und wie Toulouse, Bordeaux, Narbonne ihm gehorchten, so erschienen ihm als die natürlichen Grenzen seiner Herrschaft die Rhone und die Loire.

Weit vom Ziele war er nicht. Damals gebot jenseit der Loire in dem gallischen Brittenland, der heutigen Bretagne, der Fürst der Britten, der noch festhielt an der Unterthänigkeit gegen Rom; jenseit der Rhone der Fürst der Burgunder, der ebenfalls noch sich als römischer Feldhauptmann gerirte, obgleich er es der Stadt Vaison sehr übel nahm, dass sie Miene machte mehr dem italischen Kaiser als ihm zu gehorchen; im Norden herrschten die Franken unabhängig von Rom gleich den Gothen Eurichs. Westwärts von der Loire war Clermont die einzige zu der Zeit, als Sidonius Bischof ward, noch zu dem italischen Kaiser stehende Stadt; gern, so sagt er uns, hätten die Gothen selbst Septimanie, den Küstenstrich um Narbonne, hingegeben, um nur den Abschluss ihrer Herrschaft in der Auvergne zu

gewinnen. König Eurich, erzählt Gregor von Tours, setzte den Victorius zum Statthalter über die sieben Städte, das heisst über die ehemals römische Provinz Aquitania prima, zu welcher mit sieben anderen die Arvernerstadt gehörte, und befahl ihm sich dieser noch fehlenden achten zu bemächtigen. Zahlreiche Briefe besitzen wir, welche die Leiden der Belagerung, die Drangsal durch die feindlichen Gothen und die fast ebenso schwere Plage der burgundischen Vertheidiger, die zerstörten Mauern, die Krankheiten, die Hungersnoth wenn nicht schildern, doch andeuten; denn sowohl während der Zeit wie nachher war es nicht ohne Gefahr über solche Vorgänge zu correspondiren und zu publiciren. Die Führer der Vertheidigung waren Ecdicius, des Sidonius Schwager, ein Sohn jenes ephemeren Kaisers Avitus, und neben ihm der Bischof der Stadt, eben unser Sidonius. Aber sie unterlagen. Ecdicius ging nach Italien, um des dortigen Schattenkaisers Nepos Hülfe, natürlich vergeblich anzurufen. Sidonius suchte seinen Frieden zu machen; er feiert den Grafen Victorius als seinen weltlichen Schutzherrn und seinen geistlichen Sohn, ungeachtet derselbe vermuthlich wie die Gothen überhaupt ein arianischer Ketzler und also schlimmer war als ein Heide. Aber dies schützte ihn nicht vor der Ausweisung. So kam er in Bordeaux mit König Eurich zusammen und als vornehmer Besiegter gewissermaassen an dessen Hof, den er eingehend in einem prosaisch-poetischen Schreiben schildert. Bei dieser Schilderung gestatten Sie mir einen Augenblick verweilen zu dürfen; sie hat eine gewisse Actualität und führt ein in die Lage der Dinge.

Der Gothenkönig ist ein viel unworbener Mann. Um das Jahr 476, wo der Brief geschrieben ward, verkehren an seinem Hofe die Germanen alle, die in Gallien hausen: der lange Burgunder, der von den Gothen kürzlich besiegte Franke, der Sachse, den das Piratengewerbe bis an diese Küste führt, selbst der ferne Heruler, zu jener Zeit wahrscheinlich noch an der Ostsee heimisch, aber auch vertreten unter den Mannschaften, mit denen Odoaker eben damals den letzten Rest des italischen Römerstaates über den Haufen warf. Die Ostgothen, die fünf und zwanzig Jahre zuvor unter dem Hunnenfürsten Attila mit nach Gallien gezogen und mit diesem auf dem Schlachtfelde von Chalons von den vereinten Römern und Westgothen überwunden worden waren, suchen jetzt, in Folge ihrer Trennung von den Hunnen nach dem Tode Attilas, gegen diese die Hülfe der westlichen Stammgenossen nach. Man erkennt, dass den barbarischen Hunnen gegenüber Römer und Germanen natürliche Verbündete sind. Aber nicht bloss die Germanen finden sich ein; auch die Herrscher des Römerreichs sind vertreten. Eurich wird, so sagt der Dichter, angefleht, dass die mächtige Garonne den schwachen Tiberstrom mit

ihren Lanzknechten möge vertheidigen helfen; und mit diesen Bitten der Römer vereinigen sich die des Perserstaats. Wahrscheinlich bezieht sich dies auf die Sperrung der Kaukasuspässe gegen die Bulgaren, wobei Römer und Perser gleichmässig interessirt waren und über die in diesen Jahren zwischen diesen Grossmächten vielfach verhandelt ward. Die Perser forderten von dem Kaiser des Ostreichs Leo zur Besetzung dieser Pässe Unterstützung an Geld oder Mannschaften; und es ist den Verhältnissen dieser Zeit wohl angemessen, dass beide deswegen gemeinschaftlich bei König Eurich angeklopft haben. Bei dieser weitausgreifenden Schilderung darf allerdings nicht vergessen werden, dass der verbannte Bischof in seinen Versen sich beklagt zwei Monate vergeblich auf Audienz bei dem allzu beschäftigten König zu harren, während die unterjochte Welt allerseits dessen Gutfinden einhole, und dass er diese Verse zwar an einen Professor der berühmten Lehranstalt von Bordeaux adressirt, aber ohne Zweifel sie bestimmt waren dem König vor die Augen zu kommen. Selbstverständlich wurden unter diesen Umständen die enkomiastischen Farben nicht gespart und völlig so, wie es hier erscheint, werden die Fäden der Weltpolitik wohl nicht in der Hand des gotthischen Volksfürsten gelegen haben. Aber immer giebt der Brief eine Ahnung von der Mächtigkeit und dem Zusammenhang des Völkergewoges, dessen Wellen damals vom Kaukasus bis zu den Pyrenäen schlugen.

Merkwürdiger noch als die germanische Hofhaltung im fremden Land ist die Stellung, welche diese Germanen einnahmen gegenüber der römischen Civilisation. Sidonius ist ein rechtes Musterexemplar der vollendeten Bildung, wie diese Zeit sie kannte. Nicht als ob er ein hervorragendes Talent gewesen wäre, wie ja denn der recht gebildete Mann gerade deswegen mit recht geringem Talent auszukommen vermag; aber was damals gelehrt und gelernt ward, ist ihm in reichlichster Quantität und bester Qualität zu Theil geworden. Griechisch konnte er wenigstens so viel, um die berühmten Namen aller Gattungen auf seine rhetorischen Schnüre zu ziehen und für jeden derselben einen Gemeinplatz zur Hand zu haben; die Litteraturgeschichte jener Zeit überhob mehr noch als die heutige das Publicum der Unbequemlichkeit die Bücher selber zu lesen. Auch wenn sein Sohn ihm eine terenzi-sche Comödie vorlas, hatte er die entsprechende des Menander in der Hand und las vielleicht auch darin nach — wenigstens sagt er es. Die lateinischen Schulbücher, dieselben, die es heute noch sind, Cicero, Virgil, Horaz, Juvenal sind ihm geläufig; mit den übrigen Schriftstellern hält er es wie mit den Griechen. Er war ein viellbewunderter Poet und Stilist; wenn uns die Gedanken gering erscheinen und die Form gewunden und verdreht, oftmals in dem Grade, dass bei wört-

licher Übersetzung es schwer fällt ernsthaft zu bleiben, so hat er das mit anderen ihrer Zeit berühmten und gleich ihm aus der Mode gekommenen Mustern gemein. Aber er war nichts weniger als ein Stock, ein guter Gesellschafter, ein Meister des Ballspiels und des Würfels; er erzählt in seiner lebendigen Schilderung des westgothischen Fürsten Theoderich, wie häufig er sich von diesem habe bei dem Würfelbecher besiegen lassen, um die gute Laune desselben für seine Anliegen zu benutzen. Auch als Bischof verleugnet er seine Lebensstellung und seine Lebensart nicht. Er verschwört zwar das Versemmen und manche andere Weltlichkeiten, und hat auch diesen Schwur mit einigen Ausnahmen gehalten; aber er fasste sein geistliches Amt in praktischem Sinne auf, so wie es in der damaligen Zeit aufgefasst werden musste. An einer merkwürdigen Stelle spricht er sich aus über den Gegensatz des guten Bischofs und des guten Abts, des Geistlichen und des Mönchs: der heilige Antonius und der heilige Macarius, meint er, verständen es wohl, bei dem himmlischen Richter Fürbitte für die Seelen zu thun, aber nicht, wie der Bischof es soll, für den Leib bei dem irdischen; in zahlreichen einzelnen Fällen erkennt man, wie bei dem Zusammenbruch der weltlichen Ordnung die tüchtigen Bischöfe die Rechtspflege und die Sittenzucht energisch und erfolgreich in die Hand nehmen und den Gewalthabern gegenüber die innere Ordnung und den Frieden des Landes einigermassen aufrecht halten. Diese höhere Civilisation ist es denn auch, welche in dem nationalen Conflict den Überwundenen sowohl als Wehr dient wie als Waffe. Von allen Schriftstellern, in denen sonst dieser Conflict sich spiegelt, ist an vornehmer Herkunft und völliger Durchbildung keiner mit Sidonius auch nur entfernt zu vergleichen; und wie gering man vom absoluten Standpunkt aus über seine litterarischen Arbeiten denken mag, nirgends verfolgt man so deutlich wie bei ihm den merkwürdigen Prozess nicht so sehr der Germanisirung der Römer als der Romanisirung der Deutschen.

Das in Aquitanien errichtete Königthum gehorchte wohl einem germanischen Fürstengeschlecht; in der That trägt es mehr den Charakter einer unter einem dreisten und glücklichen Offizier selbständig gewordenen römischen Provinz als den eines auf einer verschiedenen Nationalität fussenden Reiches. Sprache und Sitte, Gesetze und Gerichtsform, Militär- und Civilverfassung wurden im Wesentlichen übernommen. Im Militärwesen freilich treten die Heerhaufen, welche im römischen Reich als Bundesmannschaften, *foederati* neben den eigentlichen Reichstruppen und wenigstens dem Namen nach an zweiter Stelle gestanden hatten, jetzt an den ersten Platz und gelten formell als die eigentlichen Königssoldaten. In der Civilverwaltung

fielen die auf den grossen Reichskörper zugeschnittenen Rangklassen und die Spitzen der Beamtenhierarchie; aber dem Wesen nach wurde die sehr ausgebildete Bureaukratie, also nach damaligen Verhältnissen das Wesentliche des Regiments, auf die neuen Königreiche übertragen. Deutlich tritt uns dies in einzelnen Persönlichkeiten entgegen, zum Beispiel in Leo von Narbonne, nächst König Eurich dem einflussreichsten Mann des damaligen Gothenreichs: er war ein vornehmer Römer, ein Nachkomme des berühmten Redners und Consulars der antoninischen Zeit Marcus Fronto, seiner Stellung nach Advocat und neben seiner Rechtskenntniss gefeiert als eleganter Poet. Dieser verwaltete bei König Eurich nicht dem Namen, aber der Sache nach das Amt des Chefs des Civilcabinets, nach römischem Ausdruck des *quaestor sacri Palatii*; die Erlasse des germanischen Fürsten, sowie die von demselben öffentlich zu haltenden Reden wurden von diesem römischen Litteraten concipirt, auch die diplomatischen Verhandlungen grossentheils durch ihn geführt, zum Beispiel die sehr wichtige, welche nach der Wegnahme von Clermont mit dem römischen Hofe stattfand. Der Verbindung mit ihm, welche wieder auf des berühmten Bischofs litterarischer Geltung beruht, verdankt Sidonius die rücksichtsvolle Behandlung, welche ihm nach der Unterwerfung der Auvergne von den westgothischen Siegern zu Theil ward. Er wusste es wohl, worauf er sich stützen durfte. Einem der Professoren der Rhetorik, die unter westgothischer Herrschaft lehrten, schreibt er, dass jetzt, nachdem die Beamtenhierarchie gefallen sei, welche früher die Stände geschieden, das heisst die formellen nach den Ämtern abgegrenzten Rangklassen der späteren Kaiserzeit, die gute Herkunft allein noch an der Bildung erkannt werden könne und inmitten der siegreichen, aber unrömischen, nemlich ungebildeten Fremden die Schule allein den alten Adel noch auszeichne. Es war dies vollkommen richtig, auch im Sinne der Germanen. Wenn er seinem keineswegs bloss römischen Publicum gegenüber sich aufhält über die rohen Burgunder, ihre Mahlzeiten von Knoblauch und Zwiebeln, ihre von gar nicht parfümirtem Fett triefenden Locken und ihre barbarische Länge; wenn er versichert, dass er zu viel deutsche Worte hören müsse, um lateinische Hochzeitsgedichte machen zu können, so erkennt man eben hier recht deutlich, dass dies auch für die vornehmen Westgothen eine Höflichkeit war und Fürsten und Adliche hier die römische Bildung wenn nicht erwarben, doch wenigstens umwarben. Selbst im östlichen und nördlichen Gallien, wo in Folge der bei weitem geringeren Intensität der römischen Civilisation das germanische Wesen mehr den nationalen Stempel bewahrte, war es im Grunde nicht anders. In diesen Gegenden lebte ein anderer Landsmann und Freund des

Sidonius und gleich ihm dem höchsten gallischen Provinzialadel angehörig, Syagrius aus Lyon; dieser verstand, wie Sidonius sagt, so gut deutsch wie die Germanen selbst und stand bei ihnen in hohem Ansehen, weil er ihnen die Briefe verdolmetschte, die an sie gelangten und ihnen bei der Abfassung ihrer Gesetze behülflich war, so dass er, heisst es, beinahe ein burgundischer Solon genannt werden könne. Hier sieht man, aus welchen Kreisen und Richtungen die lateinisch abgefassten Volksrechte der Franken und der übrigen germanischen Stämme hervorgegangen sind und fängt an zu begreifen, warum die letzten Sprossen der sinkenden römischen Civilisation doch noch vermochten die Keime der neuen Welt zu umranken und auch die eigentlich germanische Entwicklung durch ein halbes Jahrtausend und mehr in ein barbarisch lateinisches Gewand zu hüllen.

Die sogenannten germanischen Staaten des Südens, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Africa sind in der That wesentlich nichts als Trümmer des zusammenbrechenden römischen Reiches. So wie die Centralgewalt in unfähige Hände geräth, stellt die gleiche Erscheinung sich ein, dass die Massen auseinander fallen. Die Aufgabe des römischen Weltherrschers durfte wohl verglichen werden mit dem Helios der Mythe, der den Sonnenwagen lenkt; so wie Phaethon die Zügel fasst, bricht das Gefährte zusammen. Unter Gallienus und unter Honorius sind es römische Feldherren, die die Sonderherrschaft im Westen aufrichten, nicht so sehr aus Unabhängigkeitsdrang als im Drang der harten Noth, welche den Schutz gegen die Barbaren nicht mehr bei dem Reiche findet und deshalb versucht, sich auf die eigenen Füsse zu stellen und sich selber zu schützen. Später, wo die fremden Offiziere und die ausländischen Truppen eine grössere Rolle im römischen Heere spielen, vollzieht sich die gleiche Bewegung unter deutschen Führern und in der Form der Bildung deutscher Königreiche; im Wesen aber unterscheiden diese sich wenig von ihren römischen Vorgängern. Wohl gehören die gewaltigen Recken, die weisen Ordner dieser Staaten auch uns an als unsere Altvordern; aber wir gedenken ihrer wie verschlagener Auszügler in die Fremde, nicht unter den Gründern unsers Volksthum. Sie haben das nicht gewollt und konnten es nicht wollen. Wie der junge Strom nach allen Seiten überschäumt und seine Sprühe weithin wirft, so sind damals germanische Splitter bis an und über das Mittelmeer geflogen; aber gekeimt haben sie nirgends, am wenigsten heimische Saat ausgesät. Der Gedanke, ein Weltreich zu gründen, ist nicht germanisch oder, so weit er germanisch geworden ist, von dem römischen Kaiserstaat übernommen. Unser Volk hat dergleichen Pläne nie wirklich verfolgt und je klarer wir über unser Wesen und das Wesen der Dinge

geworden sind, desto entschiedener weisen wir solche Ziele ab. Träume darf man sie freilich nicht nennen. Wenn alle Friedenscongresse nur die Zahl der schönen Worte vermehren werden, so ist das Weltreich allerdings der Weltfriede. Wenn man, wie die Römer es thaten, von dem Recht des Stärkeren die letzten Consequenzen zieht und die Überwindung des Gegners zur Vernichtung steigert, so wird diesem Wege zum ewigen Frieden, wie man auch sonst über ihn denken mag, die praktische Durchführbarkeit nicht abgesprochen werden können. Die Geschichte der römischen Kaiserzeit giebt für dieselbe den thatsächlichen Beleg, allerdings aber auch die Kritik; denn wenn also eine Nation bereichert wird, so vergeht eben die göttliche Welt mit ihrer glänzenden Mannigfaltigkeit und wohl tritt ein Frieden ein, aber der Frieden des Grabes. Wer oberflächlich die Geschichte und die geschichtlichen Karten betrachtet, kann auf den Gedanken kommen, als ob ähnliche Ideen bei Herrschern wie Eurich und Theoderich gewaltet hätten: bei schärferem Zusehen verschwindet der Schein. Weit eher könnte unsere heutige Civilisation, die allgemeine Gleichartigkeit der Cultur im europäischen Staatengebiet und die enge Verschlingung aller materiellen Interessen die Frage hervorrufen, ob nicht die Dinge sich hinneigen zu einer Analogie jenes lateinisch-griechischen Staatencomplexes, mit welchem die antike Cultur abschloss. An das Schicksal gestellt ist dies eine Frage ohne Antwort; für die Gegenwart aber ist die Antwort leicht. Wir wissen es, dass unsere ganze Nation durchdrungen ist von der Empfindung des ungeheuren Unglücks, welches über die Welt kommen würde, wenn also durch Ströme von Blut dieselbe zur einheitlichen Öde gemacht würde. Wir wissen es, dass unsere Staatsmänner und an ihrer Spitze der hohe Herr, dessen Feier wir heute begehen, das Heil der Nation in der Beschränkung auf die eigenen Grenzen erkennen. Wir wissen es alle und danken es ihm alle, dass unser Kaiser und Herr von all seinen Siegen nichts höher schätzt, als dass sie ihm das Recht und die Macht gaben der Hort des Weltfriedens zu heißen und zu sein.

Ausgegeben am 26. März.
